



Unsere Zeitzeugen berichten

Wilhelm Liebe

**Jahrgang 1927
6. Teil**

Ich blieb in Deckung neben der Straße und ließ die Russen an mir vorbeiziehen. Sie wussten ja nichts von meiner Anwesenheit.

Als wieder Ruhe eingekehrt war, gab ich den Kameraden das Signal zum Weitergehen. Plötzlich befanden wir uns auf einem großen Gelände voller Fahrzeuge und Kriegsmaterial. So leise wie möglich schlichen wir uns hindurch. In einem geschlossenen LKW-Funkwagen brannte Licht. Als ich mich dem Wagen näherte, hörte ich russische Stimmen. Es war, als ob das Blut stockte. Wir waren mitten zwischen den Russen! Leise entfernten wir uns und suchten das Weite. Aber wohin? Richtung Westen war ja unser Ziel. Es dauerte nicht lange, und wir hatten das Gelände verlassen. Plötzlich standen wir an einem tiefen Abgrund, und zur Freude aller lag vor uns die Elbe. Der Entschluss stand fest: Dort wollten wir hin. Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir in der Gruppe, dass ein Kamerad und ich den Versuch unternehmen sollten, das Ufer zu erkunden. Langsam glitten wir die Böschung hinunter. Alles war beängstigend still. Der Strand war übersät mit Waffen und allerlei Ausrüstung. Ein PKW stand mit den Vorderrädern im Wasser. Da kam mir der Gedanke, mich mit Hilfe des Reservereifens, der am Heck befestigt war, und der Dunkelheit vom Strom treiben zu lassen, um das westliche Ufer zu erreichen. Kaum hatte ich mich dem Fahrzeug genähert, ertönte die Fahrzeughupe irrsinnig laut. Nun hieß es, schnell zu handeln. Die restlichen Kameraden waren inzwischen auch am Strand erschienen. Jeder ergriff die Flucht.

Schon gingen die ersten Leuchtkugeln in die Luft. Die Kameraden waren weit vor uns. Wir beide hatten, ohne viel zu überlegen, eine zündende Idee. Am Ufer lag ein Lastkahn, der mit dicken Tauen verankert war. Schnell ergriffen wir die Gelegenheit, uns über das Tau auf den Kahn zu retten. Wir hatten gerade das rettende Deck erreicht, als am Ufer der Teufel los war. Lautlos verharrten wir an Deck. Aus der Deckung konnten wir beobachten, wie russische Soldaten mit Hunden den Strand absuchten. Der Kahn selbst blieb verschont. Als die Lage sich beruhigt hatte, versuchten wir, unter Deck zu kommen, um die Nacht zu verbringen. Wo die übrigen Kameraden geblieben waren, wussten wir nicht. Der nächste Tag war ein herrlicher Maitag. Blauer Himmel, soweit man sehen konnte, nur unsere Lage war problematisch. Am Ufer liefen die Russen Streife, was wir durch das Bullauge beobachten konnten. Am anderen Ufer fuhren die Amerikaner mit weithin sichtbaren Fahnen Streife. Die Welt war um uns herum still und friedlich, was für uns unbegreiflich war. Wir beide wussten nicht, was wir aus unserer aussichtslosen Lage machen sollten. Wir waren ja noch in voller Uniform und bewaffnet. Die Lage war mehr als nur angespannt. Immer wieder wagten wir Blicke durch das Bullauge. Es war so ungefähr um die Mittagszeit herum, aber was heißt das schon, ohne etwas zu essen oder zu trinken zu haben. Plötzlich bemerkten wir eine Person, die versuchte, auf den Kahn zu gelangen. Wir hatten uns unter Deck versteckt und erwarteten die Dinge, die auf uns zukamen. Was wäre, wenn wir von den Russen entdeckt würden? Schon kam die Person unter Deck. Zuerst sahen wir die Schuhe die Treppe

herunterkommen. Die erste Entspannung: Es waren keine Soldatenstiefel, also ein Zivilist. Langsam kam er immer weiter herunter. Als wir uns in die Augen sahen, war auch er erschrocken. Seine erste Frage: „Was macht ihr denn noch hier?“ Unsere Antwort: „Du siehst ja, wie wir aussehen!“ Darauf erklärte er uns, dass der Krieg bereits seit drei Tagen vorbei wäre, und wir sollten nach Hause gehen. Wir konnten es noch gar nicht fassen. Aber in Uniform wäre es ja eine Selbstaufgabe. Nachdem er auf dem Kahn einige Zivilsachen von den Schiffen hervorgeholt hatte, wechselten wir die Kleidung. Kurz entschlossen gingen wir an Land. Dort mischten wir uns unter die Menschen. Die meisten waren Ausländer: Franzosen, Holländer, Belgier, alle wollten über die Elbe gen Westen. Dazwischen russische Posten und jetzt natürlich wir beide. Beim Anblick der Posten überkam uns doch ein recht komisches Gefühl. Aber der Wille, es erst einmal geschafft zu haben und in Zivil zu sein, verdrängte alle Ängste.

Der Name des Ortes hieß Ferchland, ein Name, der nie aus meinem Gedächtnis verschwand. Das Wichtigste war für uns erst einmal, etwas zu trinken zu bekommen. Von dem Zivilisten bekamen wir eine Konservendose mit Erbsen gegen den Tausch von Tabakwaren. So war jedem geholfen. Auf der Suche nach etwas trinkbarem Wasser landeten wir in einem Gartenlokal, das voll besetzt war mit Ausländern. Wir hatten alles gesund überstanden und konnten es immer noch nicht fassen, dass der Krieg zu Ende war und kein Schuss mehr fiel. Die große Frage war, wie es jetzt weiter geht. Wir hatten uns gerade einen Platz gesucht, um das Wasser mit den Erbsen zu verspeisen, da kam ein bewaffneter Russe zu uns und wollte uns sprechen. Nun hieß es wieder, die Nerven zu behalten. Nach einigem Hin und Her gaben wir an, Italiener zu sein. Damit dies nicht weiter geklärt werden konnte, zogen wir es vor, das Weite zu suchen. Wir wanderten am Ufer entlang, um in den Ort zu gelangen. Es sah überall verheerend aus. Zu Hunderten hatten sich die Soldaten ihrer Ausrüstung entledigt. Alle hatten irgendwie verzweifelt versucht, über die Elbe zum Amerikaner zu gelangen. So war der Strand übersät mit den weggeworfenen Waffen und Ausrüstungen jeglicher Art. Zivilisten waren gerade dabei, aus einem umgestürzten PKW Lebensmittel, Rosinen, Zucker sowie Kaffee zu bergen, was wir aufmerksam beobachteten. Vielleicht wäre ja auch etwas für uns dabei. Plötzlich hörten wir Marschschritte auf der Straße. Ein Blick ließ uns förmlich erstarren.



Vorn marschierten ein russischer Posten und dahinter die 5 Kameraden, mit denen wir bis zum Strand zusammen waren. Man hatte sie also gefasst, somit waren sie gefangene. Als wir dies erkannten, duckten wir uns hinter dem PKW und suchten schnell das Weite, um im Ort die Lage zu erkunden. Dort herrschte trügerische Ruhe. Überall sah man die Spuren der Kämpfe, zerstörte Häuser, ausgeplünderte Wohnungen. Wir beide waren auf der Suche nach etwas Essbarem, vor allem aber nach Zivilsachen, damit wir noch unauffälliger wurden. Im Keller eines halb zerstörten Hauses fanden wir beides. Wir ließen uns den Inhalt der Gläser mit eingemachten Früchten erst einmal schmecken. Es dauerte nicht lange, und hinter uns standen männliche Personen. Im Geist sahen wir wieder die Russen. Zum Glück waren es Kameraden unserer 2. Kompanie, die auch plötzlich Zivilisten waren. Sie hatten bereits einige Tage früher den Krieg beendet und auch schon eine Unterkunft in einem Haus, deren Boden man mit einer Klapptreppe erreichen konnte. Sobald Gefahr drohte, flüchtete jeder auf den Boden, und die Treppe wurde eingezogen. Unten blieben nur alte Frauen mit den Kindern. Das lenkte die Russen ab, die die Suche nach uns Versprengten nicht weiter verfolgten. Es vergingen 2 Tage auf diese Weise. Dann sollte eine Registrierung stattfinden.

Alle, die im Ort nicht zu Hause waren, mussten den Heimweg antreten. Das bedeutete für mich den Fußmarsch von der Albe bis über die Oder, also gute 200 km gen Osten zu wagen. Am 14. Mai 1945 ging der Marsch mit einigen hundert Frauen, Männern und Kindern los. Nach dem zweiten Tag trennten uns die Russen von Frauen und Kindern. Wir Männer waren vollkommen isoliert. In mir stieg das Misstrauen, dass dieser Marsch in Russland enden wird. Die Richtung Osten gefiel mir ganz gut, denn mit jedem Kilometer kam ich meiner Heimat näher. Kurz vor Ende des Tages kamen wir in dem Ort Kade an. In diesem Ort hatte ich etwa 10 Tage zuvor Brückenwache. Die Brücke war jetzt gesprengt. Man leitete uns über eine Behelfsbrücke, die den nicht sehr breiten Wasserlauf überspannte.

Als wir den Ort hinter uns ließen, standen wir vor einem Drahtzaun, hinter dem man ca. 30.000 bis 35.000 Soldaten festgesetzt hatte. Vor dem Eingangstor wurden wir von einem russischen Kommissar mit der Reitpeitsche sortiert. Wer groß und blond war, war ein SS-Mann oder Offizier nach seiner Meinung. Sie wurden zur linken Seite beordert. Wer alt und nicht tauglich war, kam auf die rechte Seite. Da ich alle meine persönlichen Papiere vernichtet hatte, war ich nur 16 Jahre alt, als er mein Alter wissen wollte. Man glaubte mir, und ich kam auf die rechte Seite zu dem kleinen Haufen. Hinter den anderen Männern schloss sich das Tor zur Gefangenschaft. Unseren Haufen geleitete man zu einem Gehöft, auf dem der Kommandant wohnte. Nach einer Nacht auf dem mit Feldsteinen gepflasterten Hof erhielten wir einen mit russischen Schriftzeichen beschriebenen Zettel. Man sagte, es sei ein Dokument. Was wirklich darauf stand, wusste ich nicht. Die wenigsten Russen hätten es wohl selbst lesen können. Der Zettel mit einem Stempel war für uns nun der Passierschein bei vielen Kontrollen. Einen etwa 15 Jahre älteren Kameraden hatte ich kennen gelernt, der in der Nähe meiner Heimat ebenfalls zu Hause war. So hatten wir beide dieselbe Wegstrecke mit dem Ziel, erst einmal Berlin zu erreichen. An die Verpflegung erinnere ich mich nicht mehr. Entweder wir haben etwas in verlassenen Häusern gefunden, oder wir haben es erbettelt. In dieser Zeit hat jeder jedem geholfen, obwohl alles sehr knapp war. Unser Weg führte uns über Brandenburg, Potsdam nach Berlin.

Wir schafften die Strecke ohne große Probleme. Teilweise liefen wir auf der Autobahn (Avus), was frustrierend war, denn wenn man einen Berg hinter sich gelassen hatte, konnte man den nächsten in der Ferne sehen. Bis der erreicht war, vergingen einige Stunden. Übernachtet haben wir in Lauben und verlassenen Häusern. Ich hatte mir einen kleinen zweirädrigen Fahrradanhänger organisiert. Damit transportierten wir unser Hab und Gut: organisierte Kleidung, einen Kochtopf und alles, was von Nutzen sein könnte. So hatten wir den Rücken frei und konnten schneller marschieren. Wir liefen pro Tag ca. 30 bis 35 km. Durch Berlin haben wir drei Tage gebraucht. Die Stadt sah erschütternd aus: Trümmer über Trümmer. Viele Brücken waren gesprengt. Oft mussten wir weite Umwege machen, um wieder die richtige Richtung zu finden. Als wir versuchten, das Brandenburger Tor zu passieren, stoppte uns ein russischer Posten und befahl uns, Palmenkübel von einer Straßenseite zur anderen zu tragen. Sie waren bestimmt für die Siegesparade mit Truman, Stalin und Churchill. Bei einer günstigen Gelegenheit ergriffen wir die Flucht und verschwanden in den Trümmern. Am Alexanderplatz hatte mein Weggenosse Verwandte. Dort blieben wir die Nacht und erhielten nach Tagen etwas Vernünftiges zu essen.

Am nächsten Tag brachen wir früh auf in Richtung Küstrin, kamen also der Oder immer näher. Unsere Marschroute verlief entlang der Reichsstraße Nummer 1, von der wir die nächsten 100 km nicht mehr abzuweichen brauchten. Je näher wir der Oder kamen, desto heftiger schienen die Kampfhandlungen in den letzten Kriegswochen gewesen zu sein. Oft boten sich Bilder des Grauens. Außer zerschossenen Panzern, Geschützen und Häusern lagen tote Tiere in Gräben und Feldern, die von der herrschenden Hitze wie große Ballone aufgedunsen waren und mit den Beinen steil in den Himmel ragten. Es war grausam.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann